



Leseprobe

Federico Axat

Der Tag, an dem ich sterbe

Psychothriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 10. Juni 2026

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Autor*in

Zum Buch

»Hypnotisch, einer der besten Thrillerautoren der Welt.« (The New York Times)

Bei einem romantischen Abendessen ermordet Anna ihren Freund. Danach verschwindet sie spurlos und hinterlässt nur einen einzigen Hinweis: ein Notizbuch, darin ein Datum. Gute zwei Jahre später, an eben jenem Datum, wird Anna bewusstlos am Ufer eines Sees gefunden und erinnert sich weder an den Mord noch daran, wo sie all die Zeit gesteckt hat. In einer nahegelegenen psychiatrischen Klinik wird Anna von Dr. Julia Katz in Behandlung genommen. Doch Dr. Katz ist überzeugt, dass Anna die Antworten, die sie so dringend braucht, hier nicht finden wird. Also hilft sie ihr bei der Flucht aus der Klinik. Anna aber kommen Zweifel: Warum ist Dr. Katz so uneingeschränkt auf ihrer Seite? Und warum behandelt sie Anna, als würde sie sie schon jahrelang kennen?



Autor

Federico Axat

Federico Axat wurde 1975 in Buenos Aires geboren. Nach seinem Studium arbeitete er zunächst als Ingenieur, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Seine Bücher wurden in 35 Sprachen übersetzt und stoßen bei Leser*innen und Kritiker*innen auf große Anerkennung. Die *New York Times* feierte ihn als »einen der besten Thrillerautoren der Welt«. Federico Axat verbrachte einige Jahre in den USA, heute lebt und arbeitet er in Buenos Aires.

Federico Axat • Der Tag, an dem ich sterbe

Federico Axat

DER TAG, AN DEM ICH STERBE

*Aus dem Spanischen
von Matthias Strobel*

btb

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »El Día de Mi Muerte«
bei Ediciones Destino, Barcelona.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutschsprachige Erstausgabe Juni 2026

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2025 Federico Axat

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Shutterstock.com/FotoDuets

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

MSP · Herstellung: KH

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77513-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Für Ana Laura Axat

Der Tag, an dem ich im Krankenhaus aufwache

Meine Augen sind geschlossen. Ein Mann und eine Frau unterhalten sich leise über eine Anna. Offenbar ist das mein Name.

Sie stehen neben mir.

»Sie muss aufwachen«, sagt der Mann in dringlichem Ton.
»Können Sie nicht etwas tun?«

Die Frau schweigt. Mir ist inzwischen klar, dass ich in einem Krankenhaus bin: Mein Bett hat ein verstellbares Kopfteil, es riecht nach Desinfektionsmittel, und im Hintergrund ertönt regelmäßig ein Piepton. Wenn ich den Arm bewege, spüre ich, dass etwas in meinem Handgelenk steckt.

»Ich weiß nicht«, sagt die Frau schließlich. »Sie ist sehr geschwächt.«

Plötzlich ertönt ein Schrei.

Reflexartig reiße ich die Augen auf. Die Frau und der Mann, die sich gerade unterhalten haben, stehen links und rechts des Bettes. Beide sehen Richtung Tür. Dort steht ein Mann im Anzug, um die sechzig, mit Adlerblick.

»Kommissar Hollinger!«, sagt er laut.

Der Mann neben mir, der tatsächlich eine Polizeiuniform

trägt, ist alarmiert. Ein Beamter erscheint in der Tür, zuckt mit den Schultern und setzt zu einer Entschuldigung an, die der Kommissar mit einer Geste im Keim erstickt. Der Beamte nickt beflissen und geht wieder.

»Senator Cohen«, sagt Kommissar Hollinger, »ich hatte Sie ausdrücklich gebeten, nicht zu kommen.«

»Sie haben mir auch gesagt, die Frau sei bewusstlos.« Der Senator sticht mit dem Zeigefinger, als drücke er bei jedem Wort einen unsichtbaren Knopf vor seinem Gesicht.

Jetzt begreife ich, dass er mich meint.

»Das hier ist Dr. Katz«, sagt Hollinger. »Sie hält den Zustand der Patientin für ernst. Im Augenblick können wir nichts tun.«

Cohen schweigt wie ein Pokerspieler, der überlegt, ob er den Einsatz erhöhen oder sein Blatt aufdecken soll.

Dr. Katz setzt ihre Brille ab und steckt sie in die Tasche ihres Kittels.

»Als die Patientin hier eingeliefert wurde, war sie stark unterkühlt«, erklärt sie gelassen. »Meiner Erfahrung nach lässt sich nicht abschätzen, wann sie wieder aufwacht.«

»Wenn Sie sich da mal nicht täuschen«, erwidert Senator Cohen.

Hollinger dreht sich zu mir um. Als er sieht, dass ich die Augen geöffnet habe, macht er ein Gesicht wie ein Tier, das auf der Landstraße von Autoscheinwerfern erfasst wird. Für einen Kommissar ist er ziemlich jung, Anfang dreißig. Dunkel kommt er mir bekannt vor. Beflügelt von diesem Gefühl versuche ich mich zu erinnern, was ich über ihn weiß – vermutlich kenne ich ihn aus der Stadt, in der ich wohne –, doch mein Gehirn spuckt keine neuen Informationen aus. Die reine Leere.

»Anna«, sagt Hollinger, der mich immer noch anschaut. Kurz wirkt es so, als hätte er vergessen, was er sagen wollte. »Wie geht es Ihnen?«

Er legt seine Hand auf meine Schulter. Die Berührung tut mir gut. Unwillkürlich lächle ich wie ein Baby, das zum ersten Mal liebkost wird.

Ich nicke unmerklich. Auch Dr. Katz ist näher getreten und sagt, ich solle nicht sprechen, leise, um Vertrauen bemüht. Hollinger begreift und zieht sich zurück.

Dr. Katz führt einige Untersuchungen durch: Sie prüft meine Pupillen, fordert mich auf, der Bewegung ihres Fingers zu folgen, tastet mehrere Stellen meines Körpers ab und fragt, ob ich Schmerzen habe. Meine Antworten stellen sie zufrieden, oder zumindest kommt es mir so vor. Hollinger und Cohen streiten immer lauter. Irgendwann fordert der Kommissar den Senator auf, den Raum *sofort* zu verlassen, ansonsten sehe er sich gezwungen ...

»Ich denke gar nicht daran!«, sagt Cohen. »Nicht, ohne von ihr selbst gehört zu haben, warum sie meinen Sohn ermordet hat!«

Obwohl er mit dem Zeigefinger auf mich deutet, dauert es wieder eine Weile, bis ich begreife, dass er mich meint. Erst als ich bemerke, dass Dr. Katz die Augen schließt und den Atem anhält, wird mir klar, dass ich die Beschuldigte bin.

Hollinger stürzt sich auf den Senator.

»Es reicht! Verschwinden Sie, sofort!«

»Ich bin ein Senator! Sind Sie verrückt geworden?«

Hollinger ist tatsächlich verrückt geworden. Ein bisschen zumindest. Er ist stärker – und jünger – als Cohen und schiebt

ihn mühelos in Richtung Tür. Offensichtlich hat der Senator nicht erwartet, so behandelt zu werden. Er droht mit allem Möglichen und fuchtelte dazu mit seinem notorischen Zeigefinger. Während die zwei Männer miteinander rangeln, bringt mich Hollingers verzerrtes Gesicht auf die Vermutung, dass es zwischen den beiden eine Vorgeschichte gibt.

Als ich mit Dr. Katz allein bin, geht mir nicht mehr aus dem Kopf, was Cohen gesagt hat.

Nicht, ohne von ihr selbst gehört zu haben, warum sie meinen Sohn ermordet hat.

»Stimmt das?«, frage ich.

Ich bin so durcheinander, dass ich mir keine Gedanken darüber mache, wie fremd mir meine eigene Stimme ist.

»Alles zu seiner Zeit«, sagt Dr. Katz. »Jetzt muss ich erst einmal wissen, ob Sie sich erinnern, wie Sie in dieses Krankenhaus gekommen sind.«

»Welches Krankenhaus ist das hier?«

»Das Lavender Memorial, eigentlich eine psychiatrische Klinik, aber Sie wurden als Notfall eingeliefert.«

Ich schüttele den Kopf. Die Ärztin seufzt und legt ihre Hand auf meinen nackten Arm, so wie eben Hollinger. Es fühlt sich völlig anders an.

»Ich muss auf die Toilette.«

»Natürlich, ich helfe Ihnen.«

Ich setze mich auf, was mir schwerer fällt als gedacht. Mein ganzer Körper tut weh, besonders die Beine und die Hüften. Der Morgenmantel, den ich trage, hat sich leicht geöffnet, und ich sehe, dass ich überall an den Füßen Blutergüsse und Kratzer habe. Die Ärztin bemerkt meine Neugier, sagt aber nichts.

»Ich kann allein gehen«, sage ich, und sie nickt. Ich mache die Tür zum Bad auf und ziehe das Metallgestell mit der Infusionslösung mit nach drinnen.

Im Spiegel betrachte ich mein Gesicht: Es ist mir vollkommen fremd. Ich muss etwa Mitte zwanzig sein. Auch wenn ich nicht gerade in bester Verfassung bin, gefällt mir, was ich sehe. Ich lächle und schaue genau hin: lange kupferblonde Haare, blaue Augen, breite Brauen, kleiner Mund, Sommersprossen. Am Hals entdecke ich eine Schnittwunde, die frisch zu sein scheint.

»Alles okay?«

Ich bin seit höchstens einer Minute im Bad, aber Dr. Katz klingt bereits besorgt. Dann höre ich, dass Hollinger zurück ist. Möglicherweise ist mehr Zeit vergangen, als ich denke.

Ich reiße etwas Klopapier ab, lege es auf die Klobrille und kann mich gerade noch rechtzeitig setzen, bevor der Urinstrahl hervorschießt. Augenblicklich setzt ein Gefühl der Erleichterung ein.

Als ich das Bad verlasse, spüre ich, dass etwas sich verändert hat. Hollinger ist tatsächlich zurück, steht jetzt am anderen Ende des Zimmers, am einzigen Fenster. Ich frage ihn, ob der Senator wiederkehrt, und er sagt, ich solle mir deswegen keine Sorgen machen. Ich nehme eine gewisse Spannung zwischen ihm und Dr. Katz wahr.

»Auf eine Stunde mehr oder weniger kommt es nicht an«, sagt sie.

Hollinger antwortet nicht. Er ist verärgert. Offensichtlich fasst dieser Satz das Gespräch zusammen, das sie gerade geführt haben.

»Es muss sein«, sagt Dr. Katz. »Anna muss es wissen.«

Auf dem Weg zum Bett sehe ich abwechselnd zu ihr und zu ihm, aber ich werde nicht schlau aus ihnen.

»Ist der Senator noch draußen vor der Tür?«, frage ich.

»Anna, der Senator ist kein Problem«, sagt Hollinger etwas altväterlich. Er wendet den Blick vom Fenster ab und sieht mich lange an, als wolle er mir etwas sagen, wisse aber nicht, wie. »Ich werde Ihnen jetzt erzählen, was an jenem Abend passiert ist.«

Ich nicke, ohne zu verstehen, was er mit *jenem* Abend meint.

»Alles wird gut«, beruhigt mich Dr. Katz.

Hollinger holt tief Luft, bevor er anfängt.

»Oliver Cohen, der Sohn von Senator Cohen, war Ihr Freund. Er hatte Sie an jenem Abend ins Haus seiner Eltern eingeladen, wo es dann zu der Tragödie kam. Der Senator und seine Frau waren ihrerseits zu einem Essen eingeladen, also waren Sie und Oliver Cohen irgendwann allein. Die Eltern haben nichts Merkwürdiges bemerkt, auch sonst niemand. Alle waren sich einig, dass Sie gut miteinander auskamen, sich nie stritten, keine größeren Probleme hatten. Außerdem waren sie noch nicht lange ein Paar, was Spannungen zwischen Ihnen eher unwahrscheinlich macht.«

Während der Kommissar redet, spreche ich innerlich mehrmals den Namen *Oliver Cohen* aus. Ich verbinde keine Erinnerung damit. Keine einzige.

»Was ist dann passiert?«

»Das Haus der Cohens hat Überwachungskameras, und was darauf zu sehen ist, ist eindeutig. Sie waren in der Küche. Oliver Cohen liebt Kochen, und an diesem Abend hatte er Ihr

Lieblingssessen zubereitet. Sie standen an der Kücheninsel, bei einer Flasche Wein, die Sie fast ganz ausgetrunken hatten.«

»Lasagne«, sage ich plötzlich.

Hollinger und Dr. Katz sehen sich an.

»Mein Lieblingssessen ist Lasagne.«

»Stimmt«, sagt Hollinger. »Im Ofen war tatsächlich eine Lasagne. Jedenfalls ging Oliver Cohen um die Kücheninsel herum zu Ihnen und begann Sie zu küssen. Zuerst auf den Mund, dann auf den Hals. Wir wissen nicht, ob er Ihnen etwas ins Ohr geflüstert hat, aber die Aufnahme zeigt, wie Sie zunächst die Augen schlossen und sie dann plötzlich entsetzt aufrissen. Dann packten Sie ein Messer, das vor Ihnen in einer Halterung steckte.«

Ein Schauer durchläuft mich.

»Ich habe ihn also tatsächlich getötet?«

Hollinger seufzt.

»Daran besteht kein Zweifel, fürchte ich. Sie stachen ihm erst in die Seite und dann, als er auf dem Boden lag, noch mehrmals in die Brust. Offenbar waren Sie außer sich vor Wut. Was diese Wut ausgelöst hatte, wissen wir nicht. Zehn Minuten später verließen Sie blutverschmiert das Haus, wie unter Schock. Eine Nachbarin kam Ihnen zu Hilfe und rief die Polizei.«

»Das kann doch nicht sein«, sage ich. »Es muss eine Erklärung dafür geben. Vielleicht hat er mir etwas angetan, ich habe überall Blutergüsse.«

Zum Beweis strecke ich die Arme aus.

Wieder diese zweifelnden Blicke.

»Was ist?«, frage ich zu laut. »Dr. Katz?«

»Anna, all dies ist vor knapp zwei Jahren passiert«, sagt Dr. Katz ruhig. »Wir haben jetzt 2022.«

Ich schweige.

»Zwei Jahre«, sage ich schließlich, mehr zu mir selbst als zu den beiden. Ich denke an den Senator, wie er Antworten verlangt von der Mörderin seines Sohnes, und plötzlich ergibt alles Sinn. »Ich war zwei Jahre lang bewusstlos?«

»Nein«, sagt Dr. Katz bestimmt. »Es ist noch komplizierter. Wir wissen nicht, wo Sie in dieser Zeit gewesen sind.«

Hollinger übernimmt das Wort.

»Am Abend des Mordes wurden Sie aufs Polizeirevier gebracht, aber es gab eine Panne, und Sie konnten flüchten. Sie waren verschwunden, Anna. Wie vom Erdboden verschluckt. Ihr Fall war mysteriös und wirbelte viel Staub auf. Niemand wusste, was aus Ihnen geworden war. Bis heute früh. Heute früh haben Jugendliche Sie bewusstlos am Seeufer entdeckt, gleich hier unten.«

Hollinger wendet sich zum Fenster und deutet auf eine Stelle, die ich von dort, wo ich stehe, nicht sehen kann.

Ich lache nervös.

»Entschuldigen Sie, aber ein Traum ergibt mehr Sinn als das hier. Wo soll ich diese zwei Jahre gewesen sein?«

»Ganz ruhig, Anna.«

Ich schüttele den Kopf.

»Ist das mein richtiger Name? Ich verbinde nichts damit.«

Hollinger sieht Dr. Katz fragend an. *Ich hab's dir gesagt.*

Dr. Katz steht auf und entfernt sich etwas vom Bett. Dann nickt sie Hollinger zu, der seinerseits näher herantritt. Er steht jetzt neben mir, was mich beruhigt.

»Sie heißen wirklich Anna.« Sein Gesicht hat etwas Trauriges, aber ich meine auch eine gewisse Zuversicht zu erkennen. »Wenn Sie tun, was Dr. Katz sagt, wird alles gut. Sie sind fast da.«

»Fast wo?«

Hollinger lächelt und legt seine Hand wieder auf meinen Arm. Dann wendet er sich an Dr. Katz.

»Sie haben eine halbe Stunde. Maximal.«

Der Kommissar dreht sich um und geht in Richtung Tür. Aus irgendeinem Grund hoffe ich, dass er mich noch einmal ansieht, aber er tut es nicht.

Dr. Katz entfernt den Katheter und bittet mich aufzustehen. Ich spüre die Dringlichkeit in ihrer Stimme und stelle keine Fragen. Sie holt eine Tüte, die in der Ecke steht, und gibt sie mir.

»Ziehen Sie sich bitte an.«

In der Tüte sind ein weißes T-Shirt und eine Jeans. Und ein weißer Kittel.

»In der Seitentasche finden Sie eine Brille und eine Haarspange.«

Dr. Katz sieht zum Fenster hinaus, damit ich mich ungestört anziehen kann. Als ich den Morgenmantel ablege, fällt mein Blick auf ein kleines Tattoo an meiner Brust, direkt unter meiner rechten Schulter. Es ist ein Wort, kursiv, in zierlicher Handschrift: *Lover*.

»Verhelfen Sie mir gerade zur Flucht?«, frage ich und streife das T-Shirt über.

Dr. Katz antwortet nicht. Nachdem ich meinen Kopf durch

die Öffnung gezwängt habe, meine ich ein Nicken wahrzunehmen. Das Anziehen der Hose fällt mir schwer.

»Meine Hüfte«, sage ich entschuldigend. »Der Schmerz kommt in Wellen.«

»Noch kann ich Ihnen nichts gegen die Schmerzen geben. Je schneller wir hier raus sind, desto besser.«

Ich binde mir die Haare zu einem Dutt und muss nicht in den Spiegel sehen, um zu wissen, dass er sitzt. Die Brille, die Dr. Katz für mich ausgesucht hat, hat einen dicken Rahmen. Ich setze sie auf und stelle fest, dass sie neutrale Gläser hat.

»Kommen Sie mal kurz her, Anna.«

Ich gehe zum Fenster.

Meiner Schätzung nach befinden wir uns im dritten Stock. Unten liegt ein riesiger Hof, auf dem gerade niemand ist. Hinter der massiven Mauer, die unüberwindlich wirkt, fällt das Gelände ab in Richtung eines Sees.

»Dort also hat man mich gefunden.«

»Genau. Sie waren fast nackt, und Ihre Körpertemperatur war im Keller. Ohne die Jugendlichen wären Sie jetzt tot. Die Strömung hatte Sie zu den Felsen dort getrieben. Dass Sie sich nicht den Kopf angeschlagen haben, grenzt an ein Wunder.«

»Was ist auf der anderen Seite des Sees?«

»Ein Reichenviertel. Die exklusivste Gegend der Stadt. Anfangs haben die Leute sich gegen die psychiatrische Klinik gewehrt. Vermutlich dachten sie, ein Heer von Verrückten würde über den See zu ihren Villen schwimmen. Das ist natürlich nicht passiert.«

Überrascht stelle ich fest, dass Dr. Katz nicht den Weg zum

Ausgang nimmt. Stattdessen öffnet sie eine Innentür, die mir bis dahin gar nicht aufgefallen ist.

Wir gelangen in einen Flur, der offenbar dem Klinikpersonal vorbehalten ist.

»Hängen Sie sich das hier um«, sagt sie und gibt mir einen Ausweis.

Es ist eine Kopie des Ausweises, den sie selbst um den Hals trägt. Sogar das Foto ist identisch.

»Warum tun Sie das, Dr. Katz?«

»Das erkläre ich Ihnen später. Jetzt ist erst mal wichtig, dass Sie mir vertrauen. Wir müssen zusehen, wie wir hier rauskommen. Halten Sie sich einfach neben mir und gehen Sie ganz normal. Wenn wir aussehen wie Kolleginnen, erregen wir keine Aufmerksamkeit.«

Am Ende des Flurs ist ein Zimmer, in dem zwei Krankenschwestern sitzen, mit dem Rücken zu uns. Dr. Katz betritt das Zimmer als Erste und gibt mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Keine der beiden Frauen dreht sich zu uns um.

»Das war der Teil, der mir das größte Kopfzerbrechen bereitet hat«, sagt Dr. Katz. »Ab jetzt heißt es nur noch: so natürlich wie möglich.«

Wir gelangen in einen Flur, der wesentlich breiter ist als der von eben, mit Fenstern auf beiden Seiten.

»Wo gehen wir hin?«

»Zum Hochsicherheitstrakt im Erdgeschoss.«

Ich bleibe stehen.

»Ich dachte, wir müssen von hier verschwinden.«

»Müssen wir auch«, sagt Dr. Katz, ohne selbst stehen zu bleiben.

Ich hole sie ein. Wir gelangen an eine geschwungene Stein-
treppe mit verziertem Geländer. Offenbar war dies hier nicht
immer schon eine Klinik.

Der zweite Stock gleicht dem ersten. Ich begreife, dass es
am natürlichsten wirkt, wenn wir uns unterhalten. Außerdem
habe ich jede Menge Fragen an Dr. Katz. Mein Gedächtnis ist
wie eine Leinwand, auf der nur ein paar wirre Pinselstriche
sind.

»Habe ich ihn wirklich getötet?«

Dr. Katz sieht mich an. Sie scheint sich zu fragen, ob dieses
Gespräch eine gute Idee ist oder nicht.

»Die Aufnahmen sind eindeutig«, sagt sie, ohne stehen zu
bleiben.

»Der Kommissar meinte, ich war in einem emotionalen
Ausnahmезustand.«

Ich verstumme und bleibe stehen.

»Ich kann nicht so schnell gehen«, entschuldige ich mich.

»Die Schmerzen sind unerträglich. Ich muss mich setzen.«

Ich deute auf eine Bank an der Wand.

»Wie gesagt, Anna, ich kann Ihnen nichts gegen die Schmer-
zen geben. Sie müssen voll bei Sinnen sein.«

Dr. Katz packt mich an den Schultern und drängt mich wei-
terzugehen.

»Unmöglich. Nur ganz kurz.«

Ich warte ihre Antwort nicht ab und hinke zur Bank. Der
Schmerz nimmt rasend schnell zu, offenbar lässt die Wirkung
der Medikamente nach. Ich setze mich. Kaum muss mein Bein
das Gewicht meines Körpers nicht mehr tragen, spüre ich eine
große Erleichterung.

Dr. Katz setzt sich neben mich. Sie seufzt.

»Irgendwas muss passiert sein, sonst hätten Sie nicht so reagiert. Außerdem ...«

Sie spricht weiter, aber ich höre ihr nicht mehr zu. Das Lachen eines Mädchens erregt meine Aufmerksamkeit. Es ist so nah und so klar, dass mir kurz so ist, als hätte ich Kopfhörer auf. Ich will sie schon abnehmen, da sehe ich tatsächlich ein Mädchen. Sie lugt um die Ecke des Gangs, der nach rechts abzweigt. Sie ist vielleicht drei oder vier und trägt ein weißes Kleid. Wieder lacht sie. Dann springt sie plötzlich auf und beginnt zu tanzen, so als wären wir gar nicht da.

»Was ist?«

Ich wende mich Dr. Katz zu und erkenne an ihrem Gesicht, dass sie besorgt ist.

Ich frage sie lieber nicht, ob sie das Mädchen auch wahrnimmt, weil ich die Antwort schon weiß.

»Nichts.«

»Was haben Sie gesehen, Anna?«

Ich kann den Blick nicht lösen von dem Mädchen, das weiterhin zu einer nicht existierenden Musik tanzt. Ihr Aussehen ist markant: kupferblonde Haare, kleiner Mund.

Das Mädchen schaut noch einmal zu mir her, dann versteckt sie sich wieder. Ich würde gern zu ihr laufen, aber ich kann nicht, und selbst wenn ich es könnte: Da wäre niemand.

»Dr. Katz«, sage ich und halte inne, um nach den richtigen Worten zu suchen. »War ich schon mal hier in dieser Klinik? Vielleicht als Kind?«

»Beschreiben Sie mir, was Sie gesehen haben«, drängt sie.

»Mich selbst. Als kleines Mädchen.«

Ich kann den Gesichtsausdruck von Dr. Katz nicht deuten. Als versuchte sie, ein komplexes Problem zu lösen.

»Sie waren als Mädchen nicht hier. Sie waren überhaupt noch nie in einem Krankenhaus.«

Ich glaube ihr nicht. Vielleicht liegt es an den Schmerzen, dass ich nicht klar denken kann. Vielleicht holen mich die Schmerzen aber auch zurück in die harte Realität: Ich bin eine Mörderin, und dies ist eine psychiatrische Klinik.

»Die Flucht war nicht geplant, oder?«

»Was soll das, Anna? Wir müssen ins Erdgeschoss. Ich rischiere hier Kopf und Kragen.«

Dr. Katz zögert, nur kurz, aber lange genug, um mich in dem Verdacht zu bestärken, dass sie mir etwas verschweigt.

»Ich wurde hier zwangseingeliefert, oder?«, sage ich, stehe auf und weiche zurück. »Geben Sie es zu.«

Zwei Leute kommen an uns vorbei und starren uns an. Sie tragen keine Krankenhauskleidung. Dr. Katz gibt ihnen mit einer Geste zu verstehen, dass sie die Situation unter Kontrolle hat.

»Anna, wir setzen gerade alles aufs Spiel«, flüstert Dr. Katz.

Die beiden Leute gehen weiter, drehen sich aber nach uns um. Als sie am anderen Ende des Gangs ankommen, sprechen sie mit einer Krankenschwester.

»Anna«, sagt Dr. Katz flehend.

Ich schüttle den Kopf.

»So geht das nicht«, sage ich und sehe abwechselnd zu Dr. Katz und der Krankenschwester, die auf uns zukommt.

»Mit diesem Bein kann ich keinen Schritt mehr gehen.«

Dr. Katz seufzt.

»Kein Wort jetzt. Bitte.«

Sie nimmt mir den Ausweis ab und steckt ihn in ihre Kitteltasche.

»Alles in Ordnung?«, fragt die Krankenschwester, als sie bei uns ist.

»Ich bräuchte einen Rollstuhl. Wer leitet die Abteilung?«

»Dr. Silver.«

»Ah, prima. Ich werde Ruth alles erklären, wenn ich den Rollstuhl zurückbringe.«

Die Krankenschwester zögert.

»Es ist ein Notfall. Diese Patientin muss so schnell wie möglich verlegt werden.«

Die Krankenschwester scheint nicht vollends überzeugt, aber sie macht kehrt und geht wieder.

Dr. Katz holt ihr Handy aus der Hosentasche und tippt darauf herum. Sie zeigt mir einen Artikel, der mit einem Foto von mir bebildert ist. Ich beginne zu lesen.

NACH ZWEI JAHREN LEBEND WIEDERAUFGETAUCHT

Die vierundzwanzigjährige Anna De Marchi wurde heute in den frühen Morgenstunden in der Nähe der psychiatrischen Klinik Lavender Memorial lebend aufgefunden. Vor zwei Jahren und fünf Monaten war die junge Frau verhaftet worden wegen des Mordes an ihrem Lebensgefährten Oliver Cohen, dem Sohn von Senator ...

Dr. Katz steckt das Handy wieder in die Hosentasche.

»Alles, was wir Ihnen erzählt haben, stimmt«, sagt sie leicht genervt. »Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

Schweigend schiebt Dr. Katz den Rollstuhl. Gut so, denn mein Gehirn muss erst einmal alles verarbeiten.

Ich bin mir der Gesichter kaum bewusst, die sich uns zuwenden, als wir den Fahrstuhl betreten, und später, als wir den verwinkelten Gängen im Erdgeschoss folgen, wo wesentlich mehr los ist als in den oberen Stockwerken.

Wir gelangen an eine Flügeltür mit einem Schild, auf dem steht: *Nur für autorisiertes Personal*. Dr. Katz öffnet sie mit ihrem Ausweis. Nachdem wir hindurchgegangen sind, beugt sie sich zu mir herunter und schärft mir ein, ab jetzt kein Wort mehr zu sagen. Ich hebe den Daumen.

In diesem Korridor sind die Fenster kleiner, alle sind vergittert. Am Ende gibt es eine Flügeltür wie eben, nur dass einer der Flügel ein Fensterchen hat. Ein Sicherheitsmann hebt die Hand zum Gruß und bäugt mich neugierig. Dr. Katz, die ihn gut zu kennen scheint, erklärt ihm, es handle sich um einen Notfall, sie müsse mich in ihr Büro bringen. Sie versichert ihm, die entsprechende Erlaubnis spätestens in zwei Stunden nachzureichen, noch vor dem Schichtwechsel. Der Wachmann zögert kurz und lässt uns dann durch.

Mit Hilfe ihres Ausweises passieren wir weitere Türen. Dr. Katz grüßt zwei Kollegen, die uns unterwegs begegnen.

»Warum gehen wir in Ihr Büro?«, frage ich.

»Wir treffen dort jemanden.«

Je mehr Zeit verstreicht, desto überzeugter werde ich, dass

Dr. Katz mir nicht zur Flucht verhelfen will. Gerade haben wir eine weitere Kontrolle mit einem bewaffneten Sicherheitsmann passiert, mein Schicksal ist also besiegelt.

Das Büro liegt in der Mitte eines langen, schlecht beleuchteten Flurs. Dr. Katz öffnet die Tür und schiebt mich nach drinnen.

Ich lasse meinen Blick durch den halbdunklen Raum schweifen und entdecke einen Mann, der in einem Sessel am anderen Ende sitzt. Seine Augen sind wie zwei schwebende Perlen.

»Wird auch Zeit«, sagt der Mann.

In diesem Moment schaltet Dr. Katz das Licht an. Der Mann ist niemand anderer als Senator Cohen.

»Was machen Sie hier?«, ruft Dr. Katz.

Instinktiv erhebe ich mich aus dem Rollstuhl.

Mit wenigen Schritten ist Cohen an der Tür und schließt sie. Er hat ein Notizbuch in der Hand.

»Ich wollte Ihnen eine zweite Chance geben, Dr. Katz. Mit ihr hatte ich allerdings nicht gerechnet.«

Obwohl Cohen Politiker ist, verraten seine Augen, was er fühlt. Er hasst mich. Er hasst mich zutiefst.

Ich bin vollkommen verängstigt und suche instinktiv Schutz hinter Dr. Katz, die sich ihrerseits hinter dem Schreibtisch verschanzt.

»Gehen Sie, Senator Cohen. Was Sie hier tun, ist verrückt.«

»Haben Sie schon mal ein Kind verloren, Dr. Katz?«

Sie will etwas sagen, aber der Senator schreit plötzlich auf. Er rennt hinter den Schreibtisch und drängt sie von mir weg. Seine Gesichtszüge sind hart, nur in seinen Augen liegt eine flehende Müdigkeit.

»Ich muss es wissen«, sagt er alles andere als freundlich und rückt ganz nah an mich heran. »Ich muss wissen, ob er ... es irgendwie provoziert hat.«

»Ich kann mich nicht erinnern«, sage ich leise.

Die Schmerzen in meinem Bein sind so stark, dass ich fast zusammensinke. Ich trete einen Schritt zurück und stütze mich auf den Schreibtisch, der links von mir steht.

»Sehen Sie sich das hier an«, sagt Senator Cohen und blättert wild in dem Notizbuch herum. »Bitte.«

»Wo haben Sie dieses Notizbuch her?«, fragt Dr. Katz.

Sie steht jetzt hinter dem Senator. Er dreht sich kurz zu ihr um, ignoriert aber ihre Frage. Dann wendet er sich wieder mir zu, mit verzweifelterm Blick und zitternden Händen.

»Das ist Ihr Zeichenbuch«, sagt Senator Cohen. »Erkennen Sie es wieder?«

Ich schüttele den Kopf, beuge mich vor und betrachte die Seite, die Cohen mir hinhält. Darauf ist ein Känguru gezeichnet, darunter steht ein Datum:

04/04/22

Am Seitenrand ist ein Blutfleck.

»Du hast das gezeichnet nach dem, was passiert war«, sagt der Senator mit beunruhigender Intensität. »Und dann hast du Oliver etwas ins Ohr geflüstert. Ihr wusstet beide, dass in der Küche Kameras installiert waren. Und dieses Datum hast auch du notiert. Erinnerst du dich wieder?«

In seinen Augen blitzt Hoffnung auf.

Meine Aufmerksamkeit gilt ganz dem Känguru. Es ist mit

Kugelschreiber gezeichnet, in klaren Linien. Schraffierungen machen die Zeichnung plastischer. Wie vorhin in dem Krankenhauszimmer, als ich mich wie aus dem Nichts an mein Lieblingssessen erinnert habe, weiß ich genau, dass ich dieses Känguru jederzeit zeichnen könnte, dass ich überhaupt alles zeichnen könnte, was ich mir vornehme.

»Senator Cohen, ich rufe jetzt den Sicherheitsdienst«, sagt Dr. Katz.

Sogar ich bemerke, dass sie es nicht ernst meint.

Der Senator dreht sich zu ihr um und deutet auf sie.

»Halten Sie sich da raus«, sagt er mit unverhohlener Wut.

»Anna«, wendet er sich wieder mir zu, »ich kenne dich, ich kenne dich, ich weiß, wie es mit Oliver war. Er hatte seine Macken, aber nicht bei dir. Ich muss verstehen, was passiert ist. Bitte, versuch dich zu erinnern.«

Ich löse meinen Blick von der Zeichnung und konzentriere mich auf das Datum, deute mit dem Finger darauf. Ich will keine falschen Hoffnungen wecken beim Senator, mit dem ich mitfühle. Ich versuche nur schlau zu werden aus der Zeichnung und der Botschaft, die ich in einem mir fremden Leben geschrieben habe.

»Dieses Datum, das ist heute«, sage ich.

»Eben!«, ruft der Senator, der seine Aufregung nicht verbergen kann.

Weil ich nichts mehr sage, fährt er fort: »Verstehst du, Anna? An jenem Tag, bei mir zu Hause, hast du dieses Datum notiert. Seither sind über zwei Jahre vergangen, in denen du wie vom Erdboden verschluckt warst. Und heute, genau an diesem Datum, bist du wiederaufgetaucht.«

Ich schüttle den Kopf.

Senator Cohen hält das Notizbuch so sehr fest, dass ihm die Hand zittert.

»Hattet ihr beide einen Pakt, Anna? Hattet ihr verabredet, an diesem Tag gemeinsam zu sterben?«

»Es reicht«, sagt Dr. Katz, die sich der Tür genähert hat. Cohen beachtet sie nicht.

»Anna, hör mir zu: Wenn du dich an etwas erinnerst, was mit diesem Tag zu tun hat oder mit den Aufzeichnungen in dem Notizbuch, dann musst du es mir sagen. Ihr darfst du nicht vertrauen.«

Er zeigt auf Dr. Katz, die ich nicht sehen kann, weil sie hinter Senator Cohen steht.

»Sie manipuliert dich«, fährt Cohen fort. »Ich werde nicht gehen, bevor du mir nicht gesagt hast, was an jenem Tag vorgefallen ist. Ich werde nicht gehen, bevor du mir nicht gesagt hast, warum du meinen Sohn getötet hast!«

Ein ohrenbetäubender Knall bringt den Senator zum Schweigen. Er sackt zusammen wie eine Marionette, die einem Puppenspieler aus der Hand gleitet.

Senator Cohen liegt vor mir in einer Blutlache, die immer größer wird. Als ich ihn genauer betrachte, bemerke ich, dass nicht nur seine Augen leblos sind, sondern auch ein Fleischklumpen an seinem Hinterkopf klebt. Ich wende den Blick ab.

Ich zittere.

»Was haben Sie getan?«

Dr. Katz ist wie in Trance. Ich stelle ihr die Frage noch einmal, erhalte aber keine Antwort.

»Wir müssen weg hier«, sagt sie. »Wenn man den Senator findet, wird man automatisch Sie für die Täterin halten.«

Ich bin geschockt. Verstehe zwar die Logik hinter ihrer Überlegung, aber spüre gleichzeitig auch die latente Drohung.

»Anna, wir müssen weg von hier, so schnell wie möglich«, wiederholt Dr. Katz, nun etwas sanfter.

Ich mache einen Schritt, und es ist, als würde jemand mein Bein in Brand setzen. Vor Schmerz verzerre ich das Gesicht und stütze mich auf einen Aktenordner, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

»Ich kann nicht.«

Dr. Katz kommt zu mir, geht etwas in die Knie und legt meinen Arm um ihre Schulter. Dann packt sie mich an der Hüfte und drängt mich zu einigen Schritten. Die Schmerzen sind höllisch, aber wenn ich nicht mit vollem Gewicht auftrete, ist es auszuhalten.

Mit einem Seufzer der Erleichterung lasse ich mich in den Rollstuhl fallen.

Dr. Katz schiebt mich aus dem Zimmer. Am Ende des Gangs ist ein Foyer, von dem mehrere Flure abgehen. Eine Tür führt zum hinteren Teil des Gebäudes. Dr. Katz öffnet sie mit ihrem Ausweis.

Wir sind jetzt auf dem großen Hof der Klinik. Er ist leer, bis auf zwei Angestellte in blauer Montur, die gleich neben dem Ausgang stehen und eine Zigarette rauchen.

»War das ein Schuss?«, fragt einer der beiden.

»Ich weiß es nicht«, sagt Dr. Katz. »Das sollen andere herausfinden.«

Bevor einer der beiden antworten kann, schiebt Dr. Katz

mich weiter. Als ich den Blick hebe und den blauen Himmel sehe, entspanne ich mich etwas. Ich muss die Geschehnisse irgendwie einordnen, aber alles passiert so schnell, dass ich nicht zum Nachdenken komme. Hat Dr. Katz tatsächlich gerade einen Mann erschossen, damit ich fliehen kann? Wenn wenigstens der Schmerz abnehmen würde.

Am anderen Ende des Hofes ist eine Metalltür. Sie ist unver Schlossen. Dahinter liegt ein großer, etwas ungepflegter Garten. Kurz denke ich, dass wir das Klinikgelände verlassen haben, dass alles wie in einem Traum geschieht, in dem man eine Tür öffnet und wie von Zauberhand genau dort ist, wo man hinwollte.

Natürlich ist es nicht so. Die Mauern sind mit Efeu überwuchert, aber so hoch und dick wie die des großen Innenhofs.

Durch die hohen Büsche führen holprige Steinwege, auf denen man mit dem Rollstuhl nur mühselig vorankommt.

»Chloe, wo bist du?«, fragt Dr. Katz kaum hörbar.

Ich will gerade fragen, wer Chloe ist, als eine junge Frau hinter einem Gebüsch hervortritt. Sie sieht zerbrechlich aus und hat einen Kinderwagen dabei, darin ein schlafendes Baby.

»Gott sei Dank bist du hier!«, sagt Dr. Katz.

»Ich habe gesehen, wie ein Mann das Büro betreten hat, deshalb habe ich mich versteckt.«

»Das hast du richtig gemacht.«

Dr. Katz späht in den Kinderwagen.

»Aaron ist gerade eingeschlafen«, sagt Chloe.

»Sehr gut.«

Als Chloe sich endlich mir zuwendet, ist unschwer zu erkennen, wie sehr sie sich freut. Ich kann ihr Alter nur schwer

schätzen: zwanzig, vielleicht auch dreißig. Sie trägt ihr Haar hinten kurz und vorne lang.

»Hallo, Anna!«

»Chloe, bitte«, sagt Dr. Katz.

Chloe beachtet sie nicht und starrt mich an.

»Hallo«, antworte ich.

Chloe sieht mich weiterhin an, als wäre ich ein Rockstar. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Mein erster Gedanke ist, dass ich doch schon einmal hier gewesen sein muss, denn woher sonst könnte eine Patientin mich kennen?

»Schau mal«, ruft Chloe.

Sie weitet den Kragen ihres T-Shirts und zeigt mir ein Tattoo. *Lover* steht dort, in kursiver Schrift. Genau wie bei mir. Es wirkt frisch gestochen.

»Sehr hübsch.«

Meine Reaktion scheint Chloe zu verunsichern.

»Du erinnerst dich nicht mehr an mich, oder?«

Ich zucke mit den Schultern.

Chloe steckt eine Hand in die Hosentasche und zieht blitzschnell etwas heraus. Erst bin ich alarmiert, dann bemerke ich, dass es sich um ein Foto handelt. Dr. Katz versucht, es ihr zu entreißen, bevor ich es sehe, aber es gelingt ihr nicht. Auf dem Foto sitze ich neben Chloe auf dem dicken Ast eines Baumes, von dem eine Reifenschaukel hängt. An der Seite steht ein roter Pick-up.

Ich habe das Gefühl, dass dieses Foto einen Moment einfängt, bevor wir loslachen. Meine Augen habe ich leicht geschlossen, und ich lächle. Chloe hat die Hände erhoben und holt gerade tief Luft.

»Das reicht«, sagt Dr. Katz, nimmt mir das Foto aus der Hand und steckt es in die Tasche ihres Kittels. »Chloe, du musst mir jetzt sagen, ob es noch hier ist.«

Zunächst scheint Chloe nicht zu verstehen, was Dr. Katz meint. Sie denkt nach.

»Ja, ich glaube schon.«

»Gut. Danke für alles, Chloe.«

Chloe nickt und umarmt mich so heftig wie unerwartet. Ich erwidere ihre Umarmung, ohne zu wissen, was ich tun oder sagen soll.

»Bis bald hoffentlich«, sagt sie, dreht sich um und geht.

»Meinen Sie, Sie können wieder auftreten, Anna?«

»Nein.«

»Lassen Sie es uns versuchen.«

Dr. Katz greift mir unter die Achseln und hilft mir auf.

Es tut weh, aber die Schmerzen sind erträglicher als vorher.

»Ist einigermaßen auszuhalten.«

Mit der einen Hand schiebt Dr. Katz den Kinderwagen, mit der anderen bietet sie mir eine Stütze.

»Was machen wir mit Chloes Kind?«, frage ich.

Dr. Katz bleibt stehen und sieht mich an.

»Er heißt Aaron, und er ist nicht Chloes Kind, sondern meines.«

Als ob diese Flucht nicht schon verrückt genug wäre, kommt zu der hinkenden Patientin nun auch noch ein Baby.

Ich hätte beinahe gelacht.

»Wo gehen wir hin?«

»Sehen Sie das Tor da vorne? Das benutzen die Gärtner für

ihre Gerätschaften. Das ist der einfachste Weg. Aber vorher müssen wir noch etwas aus dem Gewächshaus holen.«

Links von uns befindet sich tatsächlich ein riesiges Gewächshaus. Darin stehen endlos viele Tische mit Pflanzen jeglicher Art. Wir treten ein. Ich stütze mich auf den Bänken ab.

Dr. Katz, die mit dem Kinderwagen vorausgeht, irrt planlos durch das Gängelabyrinth, zumindest kommt es mir so vor. Außerdem sieht sie mehrmals auf ihre Armbanduhr.

»Ich kann nicht weiter«, sage ich und stütze mich auf einen Tisch. »Die Schmerzen sind zu groß.«

»Ich helfe Ihnen.«

Wieder legt Dr. Katz ihren Arm um meine Hüfte und geht neben mir. Ich trete kaum noch auf, sie muss also meine ganze Last tragen. Nach wenigen Metern kippe ich um wie ein nasser Sack.

Dabei verliere ich aber nicht das Bewusstsein, zumindest glaube ich das. Ich setze mich hin und lehne mich an ein Tischbein.

»Bitte«, sage ich erschöpft.

Dr. Katz kniet sich neben mich und holt aus der Tasche ihres Kittels ein schmales metallenes Etui hervor. In dem Etui sind drei Spritzen und zwei Fläschchen mit einer klaren Flüssigkeit. Sie verabreicht mir eine Injektion in den rechten Arm.

Erst passiert nichts. Während ich darauf warte, dass die Schmerzen nachlassen, sticht Dr. Katz die Spritze in das zweite Fläschchen und gibt mir eine weitere Dosis.

Ich öffne die Augen. Wann habe ich sie geschlossen? Aarons Weinen holt mich in die Realität zurück. Dr. Katz ist nach wie vor bei mir, hat mir aber den Rücken zugewandt und beugt

sich über den Kinderwagen. Sie summt ein Lied, das zu wirken scheint, denn das Weinen ebbt ab. Und auch der Schmerz in meinem Bein. Ich stehe auf, diesmal aus eigener Kraft.

Dr. Katz dreht sich zu mir um, jetzt mit Aaron auf dem Arm. Das Baby schluchzt nur noch dann und wann.

»Wir müssen los«, sagt sie.

Sie reicht mir die Hand, und ich ergreife sie, als wäre ich darauf angewiesen, dass sie mich führt.

Der Schmerz hat sich gelichtet wie ein Nebel, ich kann wieder klar denken.

»Hätten die Jugendlichen mich nicht gefunden, wäre ich jetzt tot, haben Sie gesagt.«

Dr. Katz sieht mich nur an, versteht nicht, worauf ich hinauswill.

»Der Senator hatte recht«, fahre ich fort. »Das Datum, das ich vor zwei Jahren in das Notizbuch geschrieben habe, ist vermutlich der Tag, an dem ich sterbe.«

Wir bleiben vor einer Wand des Gewächshauses stehen. Die Scheiben sind so schmutzig, dass man nicht erkennen kann, was in dem Gewächshaus ist. Zwischen den Pflanzen erspähe ich eine Art Lokomotive, so groß wie ein Auto. Dann entdecke ich eine Scheibe, die nicht ganz so schmutzig ist, und die Lokomotive entpuppt sich als Stromgenerator. Er ist veraltet oder wurde schon lange nicht mehr benutzt. Aus irgendeinem Grund grüble ich über dieses Thema nach, als sich plötzlich alles um mich herum zu drehen beginnt. Ich strecke den Arm aus, um mich irgendwo festzuhalten, aber vergebens.

In Zeitlupe sinke ich zu Boden.

Zum ersten Mal, seit ich im Lavender Memorial aufge-

wacht bin, habe ich keine Schmerzen. Meine Augen sind nur wenige Zentimeter von der Glasfront entfernt, nur jetzt auf Bodenhöhe. Den Generator kann ich noch erkennen, aus dieser Perspektive sieht er aus wie ein Monster. Meine Lider werden schwerer. Als ich die Augen schon schließen will, sehe ich drinnen eine diffuse Gestalt, direkt hinter dem Generator. Es scheint ein Tier zu sein, das unmerklich vor- und zurückwippt. Trotzdem frage ich mich, ob diese Gestalt nicht doch ein Mensch ist oder womöglich gar nicht real. Ich bin so benommen, dass nichts gewiss ist.

Meine einzige Verbindung zur Realität ist die Hand von Dr. Katz, die mich immer stärker festhält. Dr. Katz sitzt neben mir, noch immer mit Aaron auf dem Arm. Ich glaube, sie versucht mir zu sagen, dass alles gut wird.

Ich wende den Kopf ein wenig und entdecke im Glas eine saubere Stelle von der Größe eines Geldstücks. Ein Guckloch, denke ich.

Was ich sehe, ist tatsächlich ein Tier: ein Känguru.

Ein Teil von mir hätte am liebsten laut losgelacht. Dann verlässt mich die Kraft, und mir fallen die Augen zu.

Der Tag, an dem ich den gleichen Fehler noch einmal begehe

Ich setze mich ruckartig auf und entdecke, dass ich nicht die Kleidung aus dem Krankenhaus trage, sondern ein schwarzes Nachthemd.

Ich bin in einem mittelgroßen Zimmer. Durch das einzige Fenster sehe ich Bäume, dahinter den grauen Himmel. Dem Winkel nach zu urteilen, befinde ich mich in einem ersten Stockwerk.

In dem Zimmer gibt es außer dem Bett noch einen Schreibtisch, einen Stuhl mit Kleidung und einen Schrank. Ich setze mich an den Bettrand. Der weinrote Teppich unter meinen nackten Füßen fühlt sich rau an.

Mir ist nicht kalt, aber ich habe das starke Bedürfnis, die Sachen anzuziehen, die auf dem Stuhl liegen. Der Stoff des Nachthemds ist so dünn, dass ich mich nackt fühle. Wie aus einem Nebel tauchen die Erinnerungen an das Krankenhaus auf: die Szene mit Kommissar Hollinger und Dr. Katz, die Begegnung mit Senator Cohen, der Schuss, der seinem Leben ein Ende setzt, die Flucht.

Ich schüttle den Kopf und stehe auf. Jetzt habe ich einen

besseren Blick durchs Fenster und sehe einen großen Rasen, durch den ein Fußweg aus Steinplatten führt. Weiter links erkenne ich eine Mole und einen Teil eines Sees, der mir vertraut vorkommt.

Auf dem Schreibtisch liegt ein Zettel:

*Liebe Anna,
herzlich willkommen! Das Bad ist am Ende des Flurs.
Nehmen Sie eine Dusche, ziehen Sie etwas Bequemes an
und warten Sie unten auf mich. Fühlen Sie sich wie zu
Hause.*

Julia

Ich lege den Zettel wieder hin. Plötzlich fällt mir etwas ein. Ich greife mir an die Hüfte und wiege hin und her, hebe erst das eine Bein, dann das andere. Der Schmerz ist verschwunden. Ich sehe mich selbst, wie ich auf Dr. Katz gestützt die Treppen des Lavender Memorial hinuntersteige, die Stiche im rechten Bein kann ich fast spüren. Oder war es das linke?

Ich nehme die Kleidung, die auf dem Stuhl liegt – Jeans, fuchsiafarbenes T-Shirt, weiße Turnschuhe –, und verlasse das Zimmer. Der Flur ist mit dem gleichen weinroten Teppich ausgelegt wie das Zimmer, die Tapeten sind etwas verblichen. Ich schaue nach links und nach rechts, aber mein Blick wird von etwas angezogen, was direkt vor mir ist, an der Wand: ein Oval von der Größe eines Gesichts, heller als die restliche Tapete. Ein kleines Loch oben bestätigt mir, dass dort einmal ein Bild gehangen hat, vermutlich ein Porträt.

Ich gehe ins Bad und empfinde zum ersten Mal eine ge-

wisse Vertrautheit, die ich mir dadurch erkläre, dass ich nicht mehr im Nachthemd bin und außerdem in einem geschützteren Raum.

Bevor ich in den Spiegel blicke, kommt mir die verrückte Idee, mein Gesicht könnte nicht das sein, das ich im Bad des Krankenhauses gesehen habe. Was natürlich Blödsinn ist. Als ich endlich den Blick hebe, stellt sich heraus, dass ich jetzt, wo ich geschlafen habe, besser aussehe. Der Schnitt am Hals ist noch da. Ich streife mit dem Finger darüber, um mich zu vergewissern, dass er echt ist.

Eine halbe Stunde später gehe ich hinunter ins Erdgeschoss. Dort sind ein großes Wohnzimmer und eine Küche, die über mehrere Ebenen verläuft, eine dreistufige Treppe verbindet sie. Das Wohnzimmer ist mit einem Couchtisch, zwei Sesseln, einem Sofa und Regalen eingerichtet, die Küche mit einem quadratischen Tisch und vier Stühlen.

In der Hütte ist außer mir niemand.

In den Schränken entdecke ich drei Plastikbehälter mit unterschiedlichen Cornflakes, zwei Packungen Waffeln, Granolariegel mit Schokochips und Knabberzeug, alles fein säuberlich einsortiert.

Als ich einen Blick in den Kühlschrank werfe, sehe ich, dass auch dort peinliche Ordnung herrscht. Im oberen Fach stehen vier abgepackte Salate, ganz vorne BLT und Caesar, und im Fach darunter liegen Coca-Cola-Dosen, eine Flasche Wasser und ein Orangensaft. Insgesamt sind es achtzehn Getränke, jeweils sechs pro Fach, in perfekter Reihe.

Aus reiner Neugier öffne ich auch den Gefrierschrank und entdecke ein ganzes Arsenal von Gerichten für die Mikrowelle.

Ich zähle sechzehn Packungen und lese einige Etiketten: traditionell gewürzter Truthahn, Fleisch mit Gemüse, Schmorbraten, Spaghetti mit Tomatensoße.

Ich mache die Tür des Gefrierschranks wieder zu und kann nicht fassen, wie viel Mühe sich da jemand gegeben hat. Außerdem sind es Vorräte für einen längeren Aufenthalt.

Auf der Arbeitsplatte stehen eine Obstschale und eine Kaffeemaschine, mit der ich mich nicht auskenne. Per Versuch und Irrtum finde ich heraus, wie man die Kapsel einlegt und einen Kaffee zubereitet. Sage und schreibe fünfzehn Minuten lang bin ich damit beschäftigt und komme mir vor, als müsste ich einen Test bestehen. Ich beruhige mich wieder, als der frisch gemachte Kaffee vor mir steht. Anschließend schütte ich Cornflakes in eine Schale und setze mich an den Küchentisch.

Beim Essen lasse ich den Blick über den See und den Wald streifen.

Kurz darauf kommt Dr. Katz den Pfad entlang. Sie schiebt einen Kinderwagen und trägt keinen weißen Kittel, sondern einen Pullover und eine Jeans. Als sie bemerkt, dass ich sie beobachte, hebt sie die Hand und lächelt.

»Hallo, Anna!«, sagt sie beim Betreten der Hütte.

»Hallo, Dr. Katz.«

»Haben Sie gut geschlafen?«

»Ja.«

»Sehr schön. Frühstücken Sie ruhig zu Ende, ich gebe Aaron währenddessen sein Fläschchen. Danach erzähle ich Ihnen ein bisschen etwas über mich und meine Familie.«

Ich bin verwirrt und habe jede Menge Fragen. Dass ich sie hier, in dieser Umgebung stellen würde, wäre mir beim Auf-

wachen nicht im Traum eingefallen. Ich überlege auch, ob Dr. Katz ihr Kind mit voller Absicht mitgebracht hat, um der Situation die Spannung zu nehmen.

Dr. Katz holt ein Fläschchen aus der hinteren Tasche des Kinderwagens und prüft an ihrem Handgelenk die Temperatur. Merkwürdig, wo sie es doch gerade erst zubereitet haben muss.

Aarons Köpfchen lugt über den Rand des Kinderwagens. Der Kleine richtet seine dunklen Augen auf mich und streckt die Arme nach mir aus. Plötzlich beginnt er zu weinen.

»Soll ich Sie kurz alleine lassen, Dr. Katz? Ich kann nach oben gehen oder einen Spaziergang machen.«

Sie lacht.

»Nicht nötig. Und sagen Sie bitte Julia zu mir. Wenn Aaron sein Fläschchen kriegt, schläft er garantiert ein.«

Dr. Katz schnalzt mit den Fingern und setzt sich mit Aaron auf dem Arm in einen der Sessel.

»Kommen Sie ruhig her. Er soll sich daran gewöhnen, dass noch andere Menschen da sind, wenn er gefüttert wird.«

Nicht ganz überzeugt setze ich mich in den Sessel ihr gegenüber.

»Das hier ist das Gästehaus«, erklärt Dr. Katz. »Meine Familie und ich wohnen gleich hinter den Bäumen dort.«

»Diesen See haben wir vom Krankenhaus aus gesehen. Sie meinten, hier wohnen reiche Leute, aber Sie haben nicht erwähnt, dass Sie selbst dazugehören.«

»Stimmt«, sagt sie und deutet ein Lächeln an. »Das liegt vermutlich daran, dass es mir noch recht neu erscheint. Ich komme aus der Mittelschicht, wo wir zwar alles hatten, aber

nicht im Luxus lebten. Mein Mann ist derjenige, der aus einer reichen Familie stammt, und er konnte sein Geld sogar vermehren. Ich will gar nicht heuchlerisch sein und so tun, als hätte ich etwas dagegen, aber ein Teil von mir wird sich wohl nie daran gewöhnen.«

Aaron saugt so heftig an dem Fläschchen, dass mir mulmig wird.

»Nelson habe ich vor zehn Jahren geheiratet«, fährt Dr. Katz fort. »Er hat eine Tochter aus erster Ehe, Carla, die bis vor einigen Monaten bei uns gewohnt hat. Jetzt ist sie achtzehn und verbringt praktisch ihre ganze Zeit bei ihrem Freund. Nelson und ich haben dann noch Martin bekommen, der jetzt sieben ist, und diesen kleinen Mann hier, der vor sieben Monaten geboren wurde.«

Dr. Katz betrachtet ihren Sohn so liebevoll, dass einem warm ums Herz wird.

Aaron hat das Fläschchen ausgetrunken und bewegt seine Lippen wie ein Fisch auf dem Trockenen. Dr. Katz gibt ihm den Schnuller, und der Junge sinkt wie durch einen Zauber in den Schlaf.

»Hab ich's nicht gewusst?«

Sanft legt sie Aaron zurück in den Kinderwagen. Er schnarcht leise.

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht«, sagt Dr. Katz. Sie holt ein Notizbuch aus dem Kinderwagen und legt es auf den Tisch. Dann steht sie auf.

»Sie wollen schon gehen?«

»Ich bin nur gekommen, um ...«

»Dr. Katz«, falle ich ihr ins Wort, »ich habe tausend Fragen.

Ich will wissen, warum Sie mich hierhergebracht haben und warum ich mich an nichts erinnere. Sie können jetzt nicht einfach gehen, Sie schulden mir Erklärungen. Was ist denn das für eine Berufsauffassung?«

Dr. Katz scheint mir die Bemerkung nicht übel zu nehmen.

»Jetzt ist nicht der richtige Moment«, sagt sie ernst.

»Soll das ein Scherz sein?«

»Nein, Anna, kommen Sie erst mal an, machen Sie sich mit der Umgebung vertraut. In der Bibliothek sind jede Menge Bücher, da finden Sie bestimmt eins, das Sie interessiert.«

»Ich werde doch jetzt kein Buch lesen, als wäre ich im Urlaub. Nicht nachdem ...«, ich überlege, wie ich es formulieren soll, »... was Sie im Krankenhaus getan haben.«

Offensichtlich weiß Dr. Katz genau, wovon ich spreche, aber es scheint sie nicht sonderlich zu beunruhigen. Sie redet einfach so altmütterlich weiter.

»Ihr Bewusstsein muss die Dinge Schritt für Schritt verarbeiten. Hören Sie auf mich, nutzen Sie den heutigen Tag, um wieder zu sich selbst zu kommen. Hier, nehmen Sie.«

Sie hält mir das Notizbuch hin. Es sieht so aus wie jenes, das mir Senator Cohen im Lavender Memorial gezeigt hat, nur dass dieses hier blau ist. Zusammengehalten wird es mit einem Gummi, der Buchrücken hat eine längliche Lasche für einen Stift.

Schweigend löse ich das Gummi und schlage das Buch auf. Darin sind Zeichnungen.

»Das ist Ihr Notizbuch. Sie zeichnen für Ihr Leben gern.«

Ich blättere es langsam durch. Überrascht stelle ich fest, dass ich das Talent habe, alles, was ich sehe, auf Papier zu bannen.

Irgendwann verabschiedet sich Dr. Katz und bricht auf, aber ich bekomme es kaum mit.

Ich gehe in den kleinen Wald, den ich vom Gästehaus gesehen habe, folge dem Pfad, der sich durch die Büsche schlängelt. Ich atme den Pflanzenduft tief ein, ein befreiendes Gefühl.

Der Pfad endet an einer rund zwei Meter hohen Backsteinmauer mit einer Gittertür. Dahinter liegen ein gepflegter Garten mit Swimmingpool und eine große Villa. Ich trete näher an die Tür heran und spähe nach links und nach rechts. Plötzlich ertönt ein dumpfes Trappeln, und ich weiche zurück. Kurz darauf taucht ein riesiger Hund auf und bellt so laut, dass ich mich zu Tode erschrecke. Es ist ein Bernhardiner. Mit pochendem Herzen weiche ich noch weiter zurück und frage mich, warum ich zwar diese Hunderasse erkennen, mich aber nicht an meine Vergangenheit erinnern kann. Ich nehme all meinen Mut zusammen und trete wieder an die Tür heran. Der Bernhardiner hat ein freundliches Naturell, springt hin und her, streckt den Kopf durchs Gitter, weil er gestreichelt werden will.

Eine Frauenstimme ertönt. Es ist nicht Dr. Katz.

»Garry, bei Fuß.«

Rechts hinter dem Bernhardiner erscheint eine Hausangestellte, die keinerlei Anstalten macht, näher zu kommen.

»Hallo!«, rufe ich.

»Hallo«, sagt sie, rührt sich aber nicht vom Fleck. »Verzeihen Sie, aber Frau Katz hat mich gebeten, mich heute von der Hütte fernzuhalten. Garry ist halt losgerannt.«

Das ängstliche Gesicht bestätigt, was sie sagt: Offenbar verstößt sie gegen diese Anweisungen, wenn sie mit mir spricht.

»Keine Angst«, versuche ich sie zu beruhigen, »ich werde Dr. Katz nichts davon erzählen.«

Ich strecke ihr meine Hand zwischen den Gitterstäben hindurch hin, weil ich zu dem Schluss gekommen bin, dass Garry keine Bedrohung darstellt. Ich könnte mich aber auch irren.

»Ich heiße Anna.«

Die Frau reißt die Augen auf, als würde ich ihr nicht die Hand, sondern eine Handgranate reichen.

»Wir beide kennen uns, oder?«, frage ich, um sie zu beruhigen.

Die Frau schüttelt den Kopf.

»Ich muss los.«

»Warten Sie! Sagen Sie mir wenigstens, wie Sie heißen.«

Die Frau hält inne, als wäre ihr gerade etwas eingefallen.

»Marcia«, sagt sie. Sie streichelt Garry, der jetzt mit hängender Zunge neben ihr steht.

»Marcia. Sehr schön. Lassen Sie uns reden, bitte.«

Sie sieht mich flehend an.

»Ich muss los«, wiederholt sie und dreht sich um.

»Es ist wegen der Überwachungskameras, stimmt's?«

Außen an der Hütte sind mindestens zwei Kameras angebracht, aber hier an der Mauer habe ich noch keine entdeckt.

»Marcia, bitte!«

Ich erreiche, dass sie erneut stehen bleibt.

»Hören kann Dr. Katz uns nicht«, ermuntere ich sie. »Sie brauchen keine Angst zu haben, ich will nur wissen, ob wir beide uns kennen und ob ich früher schon mal hier war.«

»Was meinen Sie mit früher, Anna? Wir beide haben uns doch gestern hier getroffen!«

Jetzt geht Marcia wirklich los, rennt fast. Ich bin so geschockt, dass ich nichts sagen kann.

Gestern.

Ich folge der Mauer bis zur Nachbarvilla. Sie ist ebenfalls so befestigt, als gälte es, einem feindlichen Angriff standzuhalten. Bei dieser Vorstellung muss ich fast lachen, aber dann fällt mir wieder ein, was Dr. Katz im Krankenhaus gesagt hat. *Vermutlich dachten sie, ein Heer von Verrückten würde über den See zu ihren Villen schwimmen.*

Ich entdecke einen merkwürdigen Baum, der anders ist als alle anderen, aber ich weiß nicht, was für eine Art es ist.

»Mit Hunden kenne ich mich offenbar besser aus als mit Bäumen«, sage ich und lege meine Hand auf den Stamm, der fast einen Meter Durchmesser hat.

Ich sehe nach oben und begutachte die unteren Äste. Wenn ich es auf den ersten Ast schaffe, könnte ich locker bis ganz nach oben klettern und einen Blick auf die Umgebung werfen. Leider sind es zwei Meter bis zu diesem Ast. Ich könnte einen Stuhl aus der Hütte holen, aber ich will nicht, dass die Kamera mich erfasst.

Ich suche in dem Wald nach abgebrochenen Ästen, bis ich einen finde, der mir als Steighilfe dienen kann. Ich lehne ihn an den Baum, umklammere mit beiden Händen den Stamm und versuche, mich hochzuziehen. Nach zwei gescheiterten Versuchen schaffe ich es und kriege den untersten Ast zu fassen.

Ich ziehe mich hinauf und wundere mich, dass meine Hüfte und mein Bein kein bisschen wehtun.

